

die Gemeinde oder den Privatbesitzer eine Einnahmequelle sein und es auch. Es muß auch danach getrebt werden, die Einnahmen zu erhalten und zu vermehren. Ich kenne viele Fälle, wo die Einnahmen aus dem Obstbau zurückgegangen sind, oder ganz ausbleiben, weil die Ernte durch Baumkrankheiten und Schädlinge zerstört wurde. Solchen Fällen dürfen und brauchen wir nicht tatenlos zuzusehen, sondern müssen Gegenmaßnahmen ergreifen. Erfreulicherweise wird in großer Zahl von Gemeinden das Anlegen von Weinbergen und Infektionsgärten durchgeführt und hat zu Erfolge geführt. Dem muß das Besprühen von Bäumen mit den entsprechenden Bekämpfungsmitteln folgen, dann können wir die Befämpfung gegen Ungeziefer als vollkommen bezeichnen. Mit den kleinen Baumsprüngen, die auf dem Rücken zu tragen sind, wird das Besprühen meist unordentlich ausgeführt. Die Fruchtbarkeit kann nicht hoch genug gebracht werden und die Dantierung ist bei großen Bäumen zu schwer. Aus diesem Grunde sind in vielen Obstkulturen Motorbaumsprünge eingeführt worden, die sich außerordentlich gut bewährt haben. Auf Anregung der Gemeinde Schönborn, die besonders stark an Schädlingen zu leiden hatte, ist es dem Bezirksverband gelungen, eine Motorbaumspritze anzuschaffen, die Ihnen nach Schluß des Antrages vorgeführt werden wird.

Die Verwendung dieser Spritze soll in folgender Weise vor sich gehen. Der Standort ist die Amtshauptmannschaft und nicht von hier von Gemeinde zu Gemeinde. Die anfordernde Gemeinde holt die Spritze mit einem Pferd ab. Bedient wird die Spritze immer von ein und derselben Person, einem ausgebildeten Baumwärter. Die Schlauchföhre kann die Gemeinde stellen.

Ueber die Spritzen kann ich Ihnen folgendes mitteilen. Am Mittwoch habe ich in Gärten und Straße ein Kalulationsprüfgen vorgenommen, welches folgende Ausgaben ergab: Anfahren der Spritze mit 1 Pferd 1 Stunde 1 RM., Herrichten von 800 Liter Spritzenflüssigkeit und Füllen der Spritze 1/2 Stunde 0,40 RM., Ben 1 1/2 Stunde = 1 1/2 Pferdstunden 1,50 RM., 1 1/2 Stunden Bedienungsstunden 1,20 RM., 3 Schlauchabfuhr 1,80 RM., Reinen der Spritze 1 Stunde 0,80 RM., Treibstoff 0,45 RM., Bekämpfungsmittel: Obstaumtencium 32 RM., Summe 89,15 RM.

Gespritzt worden sind: 274 Bäume im Arouendurchschnitt von 1 bis 6 Meter. Somit betragen die Kosten für einen Baum rund 15 Pf. Um die Kostenrechnung gerecht durchzuführen, muß der Baumtronendurchmesser zurunde geteilt werden. Die 274 Bäume hatten 600 Meter Arouendurchmesser. Demnach stellt sich 1 Meter Durchmesser auf 6 1/2 Pf. Unkosten. Die Frühjahrbehandlung stellt sich in den Ausgaben niedriger, da die Bekämpfungsmittel im Preis niedriger sind als Obstbaumkarbolineum. Die Unkosten für einen Baum sind so gering, daß sie überall vorausgesetzt werden könnten. Sie decken sich mehrfach durch die folgenden höheren Ernterträge.

Nach dem Referat, das mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden war, richtete Herr Amtshauptmann Heilisch an die Herren Bürgermeister warme Worte zur Vorbereitung für den Bezirksobstbauverein. Keine Gemeinde sollte zurückbleiben in den edlen Zielen der Förderung des einheimischen Obstbaues. Zum Schluß dankte der Herr Amtshauptmann allen Erhörten für die Aufmerksamkeit an der heutigen Tagung, er hoffe, daß jeder etwas mitnehmen werde zum Nutzen seiner Gemeinde und sprach die Hoffnung aus ein weiteres, gutes Zusammenarbeiten zwischen Amtshauptmann und Bürgermeistern zum Wohle der Allgemeinheit, der Gemeinden und des Staates aus.

Nach dem Antritt wurde die Motorbaumspritze des Bezirksverbandes in den Anlagen der Maxianallee vor dem Schloßhof in Tätigkeit gesetzt. Mit großem Interesse folgten die Teilnehmer den Vorföhren. (Gr. Zbl.)

### Sächsischer Einzelhandels-Gesellschaft.

Die Press der sächsischen Verwaltungsreform. Dresden. In der letzten Geschäftsleiterkonferenz der Sächsischen Einzelhandels-Gesellschaft berichtete Prof. Dr. Kahner über die geplante Verwaltungsreform unter Ausrundelegung der Sächsischen Verfassung. Er wies darauf hin, daß die sächsische Verwaltungsreform nur die Vorteile einer allgemeinen deutschen Verwaltungsreform sein könne, die den gesamten öffentlichen Verwaltungsapparat unter weitestgehender Dezentralisation der Lage der öffentlichen Finanzen anpasse. Erst wenn Reich und Länder die Verwaltungsreform als Gemeinschaftsproblem angegriffen und gelöst, erst wenn hierbei die Länder im Vereinbarungswege eine weitgehende Rechtsangleichung durchgesetzt haben werden, wird sich die vielfach bestehende Nebeneinander-Arbeit von Reich, Ländern und Gemeinden beilegen lassen, die heute die Verwaltung erschwert und verteuert. Aufgabe der Wirtschaftverbände werde es sein, diese Pläne auf das Nachdrücklichste zu unterstützen und ihre Ausführung auf einer überparteilichen Grundlage zu gewährleisten. Es sei zu bebauern, wenn diese Frage Differenzen zwischen verschiedenen Bevölkerungsteilen oder einzelnen Ländern und dem Reich zu Tage treten ließe, die die Entschlossenheit und Großmut in die Tat umsetzenden Bestrebungen nur aufhalten könnten.

Dr. Streckhahn unterzog die Kommunal-Finanzpolitik einer eingehenden Kritik. Die Haushaltspläne seien zu unübersichtlich.

Prof. Dr. Kahner berichtete ferner über die Vordrängungsvorschläge zur Gewerbeordnung, die durch die Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels bereits den Ministern übermittelte worden sind. Sie befassen sich in erster Linie mit dem Wandelwaren- und Handwerkerwesen und schlagen eine Erweiterung des Art. 15 des Reichsgewerbegesetzes vor, die vom Handel im Umberzug eben ausgedehnt sind.

Schließlich wurde festgestellt, daß die Sächsische Einzelhandels-Gesellschaft sich in der Frage der Wohnungswirtschaft bisher völlig neutral gehalten habe. An diesem Standpunkt solle auch in Zukunft festgehalten werden. Es sei jedoch zu betonen, daß die Folgen der Vordrängungsverordnung sich eher schädlich als fördernd für das Wirtschaftsleben auswirken könnten.

Herr Dr. Streckhahn berichtete darauf ausführlich über die Vordrängungsvorschläge zum Gesetz über den unlauteren Wettbewerb und lehnte in Uebereinstimmung mit den Geschäftsleitern die vom Industrie- und Handelsrat gemachten Vorschläge als ungeeignet ab.

Am Schluß fand eine ausgiebige Aussprache über die in Sach en einhaltende Tarifpolitik für den Einzelhandel statt.

### Das deutsche Schulwesen in Nordwestschlesien.

K. Kopenhagen. Das Unterrichtsministerium hat gestern an den Deutschen Schulverein für Nordwestschlesien ein Schreiben geschickt, in dem es auf eine vom Deutschen Schulverein an das Ministerium unter dem Titel: „Deutsche

Schulverbesserungen“ gerichtete Aufschrift antwortet. In der Aufschrift werden teils Forderungen im Gesetz über die Verwaltung der Volksschulen in den nordwestschlesischen Landesteilen vom 1. Mai 1923, teils Errichtung deutscher höherer Schulen mit Vertretung gebenden Bräunungen verlangt. Das Ministerium erklärt hinsichtlich der Forderungen für die Volksschulen, es habe sich an die im Gesetz vom 1. Mai 1923 enthaltenen Vorschriften über Errichtung deutschsprachiger kommunaler Schulen und seine keinen Grund, Forderungen zu erwägen. Was die Zulassung von Lehrern zu Lehrern in den deutschsprachigen Volksschulen betrifft, so seien deutsch ausgebildete Lehrer angefallen, die eine Erziehungsprüfung besonders im Dänischen bestanden hätten, sowie dänisch ausgebildete Lehrer, deren Leiter das Recht erhalten haben, Mittelschulprüfungen abzuhalten, weiter zu befolgen, und zwar derart, daß der Unterricht auf deutscher Kulturgrundlage ruht, andererseits den Schülern die nötige Kenntnis dänischer Kultur und Fertigkeit in der dänischen Sprache beigebracht wird. Die eigentlichen Abgangsprüfungen der höheren Schulen, das Realexamen und das Abiturientenexamen, müßten dänisch sein, und der Unterricht in den Klassen, die für diese Prüfung vorbereiten, müsse dänisch erteilt werden. Ein „vollberechtigter“ Zutritt zum Universitätsstudium in Kopenhagen für die zur deutschen Minderheit gehörende Jugend, die an einer deutschen Anstalt die Abschlussprüfung gemacht habe, könne entsprechend den dänischen Bestimmungen nicht gewährt werden.

### Prozess Schred.

Abd. Leipzig. Als am Montag vormittag die Beweisaufnahme im Fallprozess Schred und Genossen fortgesetzt werden sollte, stellte sich heraus, daß auch nicht ein einziger von den zwölf für Montag geladenen Zeugen aus Berlin zur Stelle war. Das Gericht beschloß deshalb, zunächst in die Beweishebung über die der Anklage zugrunde liegenden geschilderten Umstände einzutreten. Zunächst handelte es sich um eine angebliche Denkschrift des Majors Bod von Wälfingen über „Probleme der Landesverteidigung“. Auf Betragen des Vorsitzenden gab Schred abermals zu, daß nicht ein gewisser Ritter die Denkschrift verfaßt hätte, wie es von Schred anfangs behauptet worden war, sondern daß er selbst sie aus Zeitungen, Broschüren und militärischen Bildern im Herbst 1924 zusammengestellt habe. In einer weiteren angeblichen Denkschrift über „Reorganisation der deutschen Wehrmacht“ wurde unter Hinweis auf die antinationalen passivistischen Tätigkeiten gewisser Parteien und auf das Verrufen der übrigen Länder betont, daß die nationalen Militärvorbereitungen die einzige Hoffnung der militärischen Zukunft Deutschlands seien. In Tabellen, die als Anlagen beigelegt sind, wird ausser anderem angegeben, wie die angeblichen Offiziere und Mannschaften der Wälfingen, vom Stahlhelm bis zur Organisation Consul im Mobilmachungsfalle in die Reichswehr eingegliedert werden müßten. Insgesamt ließen sich aus diesen Verbänden 2 792 750 Mann aufzählen, zu denen dann noch 100 000 Mann an Reichswehr und 130 000 Mann an Schwupo im Ernstfalle kämen. Diese Zahlen will Schred einer Hamburger Zeitung entnommen und dann die Gesamtlisten nach Gutdünken auf die einzelnen Verbände in des Tabellen verteilt haben.

er ihm somit nicht zu Diensten sein. Wegen der großen Hitze würden sie auch wohl schwerlich vor Abend eintriften und bedürften dann jedenfalls der Ruhe bis gegen Morgen.

Werner war außer sich. Er witterte in der ganzen Sache eine Erpressung und verwünschte es, daß er so deutlich zu erkennen gegeben hatte, jebr es ihm um Befehlshaltung seiner Reise zu tun sei. Er bot daher dem Postmeister das Doppelte der geforderten Gebühr. Der aber verschwor sich hoch und heilig, daß er keine Pferde habe, und zeigte dem Angehörigen die leeren Ställe. Werner entschloß sich denn auch zu warten. Nachmittags aber, vor Schluß der Office, ließ er noch einmal auf die Residenzen. Dem Assistent-Resident schien die Sache auch sonderbar, und er fragte in der nächsten Telegraphenstation Borzdjan, die zugleich Poststation ist, an, wann drei Regierungsboten mit der Post angekommen und wann sie weitergeritten seien.

Die überraschende Antwort lautete, daß überhaupt nur ein Reisender mit der Post seit vierundzwanzig Stunden durchgekommen sei. Jetzt war es klar, daß irgendwelcher geheime Einfluß den Aufbruch Berners zu verzögern suchte.

Der Assistent-Resident stellte daher seinem Schutzbefehlerten fünf Sepogs von der Residenzgarde zur Verfügung, mit denen dieser vor das Posthaus zog. Als der Postmeister die därtigen Kerle in ihren scharlachroten Röcken und weißen Turbanen sah, weigerte er sich erst, das Tor zu öffnen, entschloß sich aber dazu, als man ihm drohte, es zu erzwingen. Mit lautem Geschrei und unter Anrufung des Namens Gottes, sowie der Schwiegeröhne Mohammeds, Hassan und Hussein, beteuerte er laut die Richtigkeit seiner Angaben. Als aber auf einen Wink Berners die Sepogs ihre Peitschen auf seinen Rücken fallen ließen, sank er in die Knie und gestand, daß ein „Sahib“, d. h. ein großer Herr, ihm zwanzig Tumans, also annähernd zweihundert Frank, dafür gegeben habe, daß er einen anderen „Sahib“, dessen Personalbeschreibung genau auf Werner paßte, mindestens einen Tag, womöglich aber zwei an der Weiterreise verhindern solle. Er habe daher seine Pferde bei einem Freunde untergestellt, bis auf die beiden, die der fremde „Sahib“ mit dem Postillon zur Weiterreise brauchte und die einstmals auf der nächsten Station bleiben sollten.

„Wie sah der fremde Sahib aus?“ fragte Werner den noch immer auf den Knien Liegenden.

„Er war gekleidet, wie einer der Anbeter des Feuers in Jedd, möge Gott sie verdammen!“

„Welche Farbe hatten die Kleidung und der Bart dieses Feueranbeters?“ fuhr Werner gespannt fort.

„Dieser Sohn eines Hundes trug ein grünseidenes goldgesticktes Untergewand. Einen Bart aber hatte er nicht. Auch war er kein Anbeter Ahuramazdas, sondern ein weißer Sahib.“

„Wie von einer Katter gestochen fuhr Werner zurück. Jetzt stöhlich wußte er, wem der vermeintliche Parzi auf dem Schiffe so ähnlich gesehen hatte. Der Name „Jennings“ entsprach leise seinen Lippen und er begriff, daß der Verräter nicht nur auf seiner Spur, sondern sogar ihm voraus war. Weshalb voraus, fragte er sich, und es rann ihm, der Hitze zum Trotz, kalt durch die Adern. Wollte man ihm auf den furchtbaren Pässen nach Shiraz hinauf einen Hinterhalt legen? Jetzt bedauerte er, seinen Sohn nicht mit sich genommen zu haben. Wie aber, wenn eine ganze Kette über ihn herfiel? Hatte vielleicht Jennings mit jenem Nomadenhäuptling bei Singah deshalb verhandelt? Das war's! Und deshalb suchte er auch seinen Ritt

zu verzögern, damit die Nomaden herankommen konnten. Denn er selbst war ein feiger Spion und wagte nicht, ihm, den er als einen mutigen, mit der Waffe vertrauten Reiter kannte, persönlich entgegenzutreten. Die Nomaden aber brauchten von Singah aus mindestens zehn Tage, bis sie seinen Weg freuzen konnten. Wenn es ihm gelang, schnell vorwärts zu kommen, vermochten sie ihn nicht einzuholen. Jennings würde zu ihnen stoßen und würde mit ihnen zusammen vergebens hinter ihm herziehen. Oder sollte er lieber in Busfahr warten, bis der Steamer von Rohammerah zurückkehrte, und mit ihm wieder nach Bombay fahren? Aber das bedeutete eine Zeit von drei Wochen, die er später in Deutschland anfang als die Seinen, und wer stand ihm dafür, daß Jennings, wenn er merkte, daß sein Opfer ihm nicht folgte, nicht wieder nach Busfahr zurückkam und sich auf der Seefahrt in besserer Verteilung an seine Sohlen heftete? Nein, nein, hier hieß es vorwärts um jeden Preis!

In wenigen Sekunden durchflogen diese Überlegungen Berners Geist. Und als er nun aufblickte und den Postmeister noch immer vor sich knien sah, rief er ihm zu: „Steh' auf, schnell, schaff' die Pferde her. Ich brauche vier Stück!“

„Vier Stück?“ fragte erstaunt der Perser. „Reitet außer dem Postillon noch jemand mit dem Sahib?“

„Frage nicht, sondern gehorche!“ rief Werner. „Und ihr,“ fuhr er, zu den Sepogs gewendet, fort, „begleitet ihn und helft ihm, aber merkt auf, daß er nicht entflieht!“

Wenige Minuten später waren die Pferde fertig gestellt da. Auch der Postillon hatte sich eingefunden. Werner gab den fünf Sepogs einige Rupien, trug ihnen auf, dem Assistent-Resident am nächsten Morgen zu erzählen, wie alles verliefen sei, und ihm seinen besten Dank zu sagen, ließ dann zwei Pferde mit seinem leichten Sattelgepäck beladen, bestieg das dritte, während der Postillon, auf dem vierten reitend, die beiden Packpferde am Jügel führte, und fort ging's, in den Abend hinaus.

Die Nacht mit dem tiefblauen Sternengimmel, von dem sich die Milchstraße wie ein weißer Wolkengürtel abhob, gestattete ihnen, unbelästigt durch die Sonnenglut, dahingezogen im ebenen Gelände, den fernen Bergen zu, die im Osten die erste Stufe zum Iranischen Hochplateau bilden. Werner trieb sein Pferd, ohne den Widerspruch seines Begleiters zu beachten, dauernd zu schneller Gangart an und machte unterwegs nur eine kurze Pause, um die ermüdeten Reitpferde gegen die verhältnismäßig frischen Packpferde umzutauschen. Dann ging's in demselben Tempo weiter. Als in der Mitte der Nacht der Mond aufging, erreichte sie die Station Borzdjan. Werner verabedete seinem Postillon, nahm frische Pferde und setzte den Weg fort. Gegen Morgen passierten sie den ersten Bergpaß, stiegen zum Dalak-Fluß und der mächtigen, jenseits der hoch über den Fluß geschwungenen Brücke gelegenen Karawanserei hinab. Werner wechselte die Pferde und begann nun in besser Sonnenglut den ebenso beschwerlichen als gefährlichen Aufstieg über den sechshundert Meter hohen Kotel i Malu. Nach mehrstündigem Ritt oben angelangt, fühlte Werner sich todmüde und seine Kräfte reichten eben aus, ihn bis zu der etwa zehn Kilometer vom Bergpaß in einem weiten Talteßel gelegenen Telegraphen- und Poststation zu bringen, wo er von dem englischen Telegrapheninspektor aufs lebenswürdigste aufgenommen wurde. Er bedurfte in der Tat der Ruhe und der Pflege. Denn er hatte den großen Fehler begangen, gleich am ersten Tage eine Strecke von etwa hundertvierzig Kilometer Ritt

höchstens siebzig Kilometer, und hiervon einen Teil auf den schwierigsten Pässen der Welt, zurückzulegen. Er hatte hierdurch seinem ungeübten Körper Anstrengungen auferlegt, die seine Leistungsfähigkeit in den folgenden Tagen schwer beeinträchtigen mußten.

Der Telegrapheninspektor erkannte dies sofort und rief ihm, vor allen Dingen ein heißes persisches Bad zu nehmen, sich von dem Badediener gründlich massieren zu lassen, nachher im Badehaufe eine gute Mahlzeit zu genießen, dann bis zum nächsten Morgen zu schlafen, sich den Leib mit festen Bandagen umwickeln zu lassen und dann nur die eine Tagesstour bis Karamarab über den beschwerlichen Paß gleichen Namens zu machen. An den folgenden Tagen werde er sich dann wieder Strecken von hundert und mehr Kilometer zumuten dürfen.

Werner unterwarf sich auch willig allen ihm von seinem Ratgeber empfohlenen körperlichen Maßnahmen. Aber in bezug auf das Tempo der Reise bestand er auf seinem Kopf und erklärte, der Schlaf nach dem Bade werde ihn schon genügend erquiden, und er müsse spätestens mit dem Aufgehen des Mondes aufbrechen, um am nächsten Tage mindestens Kazerun zu erreichen.

Als er um ein Uhr nachts von seinem Birt Abschied nahm, war er außerstande, ohne Hilfe in den Sattel zu kommen. Da am nächsten Tage sowieso ein Telegraphen-Ghulam zur Befichtigung der Linie an dieser bis Kazerun entlang reiten sollte, beorderte der Inspektor ihn, schon jetzt aufzubrechen und sich Berner bis zu dieser größeren Stadt anzuschließen, die Revision der vom Wege abweichenden Strecke aber auf der Rückkehr vorzunehmen. So hatte Werner denn wenigstens einen zuverlässigeren Begleiter als den Postillon, der zurückgelassen werden konnte, da der Ghulam auch den Auftrag erhielt, die Pferde zurückzubringen.

Werner drach auf. Mit eisernem Willen bekämpfte er die körperlichen Schmerzen, die besonders beim Erlöschen des heißen Wassers und nach dem Ritt durch das Hochtal beim Herabklettern heftig auftraten. Er atmete auf, als er das mächtige Tal von Kazerun vor sich ausgebreitet sah, an dessen gegenüberliegender Steilwand der Shahpurfluß hervorblickt, um sich nach Durchquerung der Talebene links seinen Weg durch unpässbare Schluchten bis zum Dalakfluß zu bahnen.

Eben hatten sie den letzten Abstieg vollendet und wollten rechts in die breite, fruchtbare Ebene einbiegen, als der Ghulam Berners Pferd am Jügel zurückbleibt, einen leisen Schrei ausstieß und mit der Hand auf die nordöstliche Felswand wies. Und in der Tat, dort, wo die Ruinen der alten Königstadt Shahpur, in der einst die Shahaniden ihren Herrscherhof hatten, sich an dem Fluße gleichen Namens erheben, bewegte sich etwas. Schnell griff Werner zum Treiberdinocle: wirklich, da wickelte sich hinter den versallenen Bauten ein Reiterzug von sieben Mann herover, die im scharfen Galopp gerade auf ihn und seinen Genossen zu kamen. Es waren Nomaden, zweifellos! Ob aber die ihm aufzuernden? Wer konnte es sagen! Jedenfalls war er mit seinen Waffen diesem kleinen Trupp im offenen Tale gewachsen. So sprang er denn vom Pferde, ergriff sein Repetiergewehr und sandte den Reitern eine Kugel nach der anderen entgegen. Freilich waren sie noch lange nicht in Schußweite von ihm. Aber sie machten halt: offenbar hatten sie am Einschlagen der Kugel gesehen, welche gefährliche Tragweite diese Waffe hatte. Und als nun Berner eine frische Ladung einschob und wieder zu feuern begann, machten die Reiter lehr und verschwanden in kurzer Zeit im Shahpurtales.